

Inneres Licht

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 31

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 31 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 4. August 1923

Inneres Licht.

Von Alfred Huggenberger.

Im Frühling ist gut lustig sein, Doch wenn der Nebel, grau und schwer, Nur wer, vom Leben reif gemacht,
Wenn grün erstanden Tal und Höhen! Ein Alp, auf allem Leben liegt, Des Lebens herbe Früchte brach,
Die Hoffnung guckt durchs Fensterlein Scheint oft die goldne Schale leer, Der geht durch Not und Winternacht
Und tut vertraut und schmeichelt schön. Des Glaubens Wunderquell versiegt. Dem eignen stillen Lichte nach.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

3

Die Trauernde war kaum über siebzehn Jahre alt und hatte bis gestern niemals nötig gehabt, irgendeine Handlung zu überlegen, die in ihren Wirkungen über den Kreis der Familie hinausging; denn ein sorgfältiger Vater und ältere Brüder hatten ihre Schritte geleitet und behütet. Sie befand sich diesem neuesten ungewöhnlichen Ereignisse gegenüber fassungslos und zugleich war ihre Lage zu ernst, als daß die gewöhnlichen Hilfsmittel weiblicher Schüchternheit gegenüber männlicher Redheit hier am Platze gewesen wären. Sie schwieg.

Der junge Mann nahm abermals das Wort: „Treten Sie mir für eine Stunde die Herrschaft in Ihrem Hause ab,“ sagte er. „Ich mußte bereits draußen im Hofe einen Ihrer Leute zurechtweisen. Es ist notwendig, daß die Lilie, deren Kelch von den Wassern der Trübsal überfull und zur Erde gebeugt ist, den stützenden Stab sich gefallen lasse.“ Ohne eine Antwort des edeln jungen Mädchens abzuwarten, wandte er sich an die Mulattin mit dem seltsamen, aber bestimmt gegebenen Befehle: „Rüste deiner Gebieterin ein Mahl.“

„Ich könnte keinen Bissen essen,“ sagte die wie aus einem magnetischen Schlafe auffahrende Dame und machte der Dienerin ein abwehrendes Zeichen.

„Sie müssen sich zwingen,“ sagte der junge Mann mit einer Unerbittlichkeit, die beleidigend gewesen wäre ohne das Wohlwollen, das im Klang der Worte lag. Er machte der Dienerin eine gebieterische Gebärde, nach seinem Willen zu handeln, und so bestimmt war diese Gebärde und die Mulattin so gewohnt ans Gehorchen, daß sie augenblicklich mit tiefer Verbeugung den Saal verließ.

„Nun geben Sie mir den Arm,“ sprach Staunton zu der Herrin des Hauses. „Eben ist die Sonne untergegangen.

Gestatten Sie mir, daß ich Sie aus diesem heiligen, aber auch traurigen Raume hinuntergeleite auf jene Gartenbank; dort will ich Ihnen alles erklären. Erlauben Sie mir den Arm.“

Willenlos, wie betäubt von ihrem Unglück und von dem Wunderbaren, das im Auftreten dieses plötzlich wie vom Himmel gefallenen Fremdlings lag, ließ sich die Waise in den Garten führen.

Staunton behielt den Hut in der Linken, während an seinem rechten Arm die holde Gestalt hing, die lautlos neben ihm die Stufen nach dem Garten niederschwebte. Die eiserne Bank war bald erreicht, der junge Mann setzte sich dem Mädchen gegenüber und begann ohne Umschweife also:

„Nur das ursprünglich Absichtslose und zugleich Wunderbare meines plötzlichen Erscheinens entschuldigt die großen Freiheiten, die, — ich fühle es, — ich mir herausgenommen habe. Sie müssen, mein Fräulein, darum alles wissen, wie ich diesen Morgen erst in Ihrer Stadt angelangt bin und wie zufällige Schritte mich hierher geleitet haben.“ Und mit wenigen, aber eindringlichen Worten erzählte er, wie sich alles gefügt hatte.

Das arme Mädchen hörte ihm schweigend zu. Als er geendet, antwortete sie mit einem Tränenstrom, während sie ihr schönes Antlitz mit dem Tuche bedeckte. Dann, sich plötzlich zusammennehmend, sprach sie, indem sie das Schluchzen gewaltsam bemeisterte: „Diese Tränen, mein Herr, sind die ersten, die nicht meinem lieben Vater und den Brüdern gelten, sondern mir selbst, da Ihre Rede mich die Größe meines Unglücks ermessen läßt. Wie hilflos muß ich sein, da . . .“ sie wollte sagen, „der nächste Beste von der Straße,“ aber sie hielt inne und sagte: „Da ein mir gänzlich Un-